

Illustrirtes Unterhaltungs Blatt

Bromberg, Sonntag, den 10. Februar.

← Bergab. →

Das sind dieselben Lieder,
Die mich so oft beglückt,
Dieselben Blumen wieder,
Die ich so gern gepflückt.

Ich selbst nur bin ein anderer,
Bergab geht meine Bahn;
Wann kommt der stille Wanderer
In seiner Heimat an?

J. Sturm.

← Durch die Brandung. →

[Fortsetzung.]

Novelle von W. Lindhé. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von E. Fehr.

(Nachdruck verboten.)

Der Assessor hatte denselben Gedanken gehabt. Gerade das, daß sie allen fremd waren, führte sie näher zusammen und verlieh ihnen zugleich das Gefühl der Freiheit. — Um sie herum Menschen, Kopf an Kopf, und dabei fühlten sie sich doch so allein, als hätten sie hinter verschlossenen Thüren gesessen. Ueberall Geflüster von Gläsern, Tassen, Tellern und so weiter, Lachen, Plaudern, laute Stimmen, und vom Orchester her klangen bald berausende, bald weiche Melodien, es führte sie nicht, sondern war vielmehr eine Begleitung zu ihren eigenen Worten und Gedanken.

Daß sie selbst Gegenstand der Neugierde und der Bewunderung sein konnten, fiel ihnen nicht ein, und doch war es der Fall. Der Kontrast zwischen ihnen — er südländisch dunkel, sie ein rein nordischer Typus — genügte, um Aufmerksamkeit zu erregen. Dazu kam noch ihre Schönheit und Eleganz, ihre ausgefuchte Toilette und die Bornehmheit ihres Wesens. Einer hatte die beiden hier, ein anderer dort gesehen — immer beisammen, niemals von einem Dritten begleitet.

Waren sie Mann und Frau? Neuvermählte vielleicht, die ihre Hochzeitsreise machten? Sie schienen ein solches Interesse an einander zu finden. Ein junges Paar war es augenscheinlich nicht. Er mit ergrauendem Haar, sie jedenfalls dreißig oder darüber.



Lieblinge. Nach dem Gemälde von Max Weblus.

Dann erfuhr man durch den Kellner oder durch ein aufgegriffenes Wort, daß er sie Fräulein nenne. — Ein intimes Verhältnis also, trug er doch einen Trauring am Finger.

Von Tisch zu Tisch lief die Verleumdung, schlangenartig schleichend, aber die beiden, die Gegenstand derselben waren, hatten keine Ahnung davon.

„Wie es jetzt ist, kann es niemals mehr werden, das weiß ich,“ sagte er, sich zu ihr hinüberbeugend, „aber wir werden unseren kameradschaftlichen Verkehr daheim fortsetzen.“

„Vielleicht.“

„Vielleicht?! Das ist die einzige Möglichkeit, wie ich mir eine Zukunft denken kann.“

Sie schwieg. Die Schönheit des Abends und das Zauberhafte der Scenerie um sie her hatten sie in eine weiche Stimmung versetzt, und sie dachte an keine Zukunft, selbst nicht an die allernächste, denn dieselbe lag so weissenlos vor ihr, wie die zitternden Mondstrahlen, von denen sie ja nicht einen zu ergreifen oder festzuhalten vermochte.

Die Heimreise haben wir aber noch vor uns,“ begann er wieder.

„Ja, den Schluß,“ sagte sie bitter.

„Den Schluß,“ wiederholte er, indem es in seinen Augen aufflamnte und er ihre Hand zwischen den seinen preßte, „bitte sprechen Sie das Wort nicht aus in Verbindung mit uns!“

Einige Herren stiegen im selben Augenblick die Stufen hinan, und ihre lauten Stimmen, ihre erhitzten

Gesichter und ihr unsicherer Schritt zeugten von einem bis in den Abend hinein verlängerten Diner. Die Fahrt hierher hatte ihr Blut augenscheinlich nicht abzukühlen vermocht, und so beschloß man, fortzufahren, wie man begonnen, und den Tag mit einem heiteren Souper zu beschließen.

Der Assessor zuckte zusammen, es war eine Stimme darunter, die er kannte. Wichtig, da kam der Schwager, sich auf das Geländer stützend, leichenblaß wie immer, wenn er zu viel getrunken hatte, und sich augenscheinlich bis zum äußersten anstrengend, seine Würde so gut wie möglich zu bewahren.

Ihre Blicke begegneten sich, und der Expeditionschef blieb stehen, Walborg mit den Augen verschlingend. Ein „Ah!“ entschlüpfte ihm, indem er sich geräuschvoll vordrängte und die Hand schwer auf die Schulter des Assessors legte. „Jetzt begreife ich zur Genüge, warum Du keine Zeit für uns hast.“

Die Art und Weise, wie er Walborg fixierte, machte das Blut in den Adern des Assessors sieden.

„Willst Du die Güte haben, mich der Dame vorzustellen,“ fuhr der Expeditionschef mit unsicherer Stimme fort.

Der Assessor empfand einen förmlichen Ekel vor dem Schwager und einen dumpfen Groll gegen den Zudringlichen.

Walborg hatte sich erhoben; es hatte den Anschein, als sei sie gewachsen, so stolz und hoch ausgerichtet stand sie da.

„Ich sah die Herrschaften heute vormittag zusammen fahren,“ fuhr der Schwager mit schwerer Zunge fort; „ohne Augen für irgend etwas anderes, leider. Peder hat uns niemals ahnen lassen, nun, dergleichen behält man ja auch am liebsten für sich,“ fügte er mit einem Lächeln hinzu, das, indem es über sein ausdrucksloses Gesicht glitt, seine Worte noch beleidigender erscheinen ließ.

Wäre er nicht angetrunken gewesen oder mit Paula verheiratet, hätte der Assessor ihn zu Boden geschlagen. Dem Auftritt mußte indessen ein Ende gemacht werden.

„Expeditionschef T., mein Schwager, Fräulein Vilus, Malerin, die mir die Ehre ihrer Gesellschaft zu teil werden läßt,“ sagte er vorstellend, während der Schweiß auf seine Stirn trat.

„Paulas Gatte,“ das war der einzig klare Gedanke, den Walborg zu fassen vermochte. „Paula, die ihr Bruder so lieb hatte — arme Paula!“

„Bringen Sie Champagner,“ rief der Expeditionschef dem herbeieilenden Kellner zu, „und räumen Sie den Tisch hier nebenan ab.“

Im nächsten Augenblick hatte die angeheiterte Tischgesellschaft sich so nahe bei Walborg niedergelassen, daß sie nicht umhin konnte, deren halbblautes Geflüster zu vernehmen.

„Aber er ist ja verheiratet. — Das schadet nichts. Charmante Dame. — Künstlerin. Um so besser, diese Sorte pflegt's nicht so genau zu nehmen. Auf Reisen. — Ja, wer kennt das nicht. Könnte gar nicht angenehmer sein.“

Still da sitzen und diese Gespräche mit anhören, sowie die frech bewundernden Blicke der Herren auf sich gerichtet sehen, als hätten sie alle ein Recht an sie, das vermochte sie nicht; aber weggehen und ihnen gleichsam recht geben oder zeigen, daß sie sich fürchte, das vermochte sie ebenso wenig.

Sie hatte ihre Hand auf die des Assessors gelegt, um ihn womöglich zu beruhigen; als sie aber sah, daß dies ihr nicht gelang, und sie einen Skandal befürchtete, da nahm sie seinen Arm und trat an den Tisch, wo der Expeditionschef saß.

„Morgen werde ich das Vergnügen haben, Ihre Frau Gemahlin zu begrüßen,“ sagte sie mit einer stolzen Neigung des Hauptes, als erweise sie damit ihm und seinem Hause die größte Ehre, die diesem widerfahren könne.

Er erhob sich augenblicklich, und die übrige Tischgesellschaft folgte seinem Beispiel, gleichsam durch den befehlenden Ausdruck ihrer Augen dazu gezwungen.

Als sie schon fort war, standen sie noch gesenkten Hauptes da, diese Männer, die sich zu den angesehensten des Landes rechneten.

Der Assessor behielt Walborgs Arm in dem seinigen, ohne zu wissen, wie hart er denselben drückte. Sie sprachen kein Wort mit einander, sondern gingen nur immer weiter, den mondbeschiedenen Weg entlang.

„Einen Wagen,“ sagte er, plötzlich stehen bleibend. „Warum nehmen wir nicht einen Wagen?“

„Gehen wir!“ war ihre ganze Antwort. Körperliche Bewegung schien ihr das einzige zu sein, was ihr das Gleichgewicht zurückgeben könne.

Sie gingen schnell, sprachen aber kein Wort unterwegs, und als sie bei dem Hotel, wo Walborg wohnte, angelangt waren, ging er mit ihr hinauf. Sich wie die vorhergehenden Abende vor der Thür mit einem Händedruck von ihr zu verabschieden, wäre ihm heute nicht möglich gewesen.

Sie war so aufgeregt, daß sie alles verkehrt anfaßte; als er

sich ihr näherte, um ihr das Band ihres Umhangs lösen zu helfen, das ihre zitternden Finger immer wieder verfehlten, da flammte es in ihren Augen auf. „Warum sind Sie hier?“ fragte sie, als habe sie ihn erst jetzt bemerkt.

Er stand vor ihr, erschreckend finster, fast drohend, wie sie ihn schon manches Mal gesehen — aber plötzlich erhellten sich seine Züge zu jenem sonnigen Lächeln, das sie so bei keinem anderen Menschen gesehen.

Es war ihr, als sei der Blitz neben ihr eingeschlagen, und sie mußte eine Stütze suchen, um nicht umzusinken.

„Walborg!“ Er sagte dies so weich und bittend, daß sie sich dessen noch lange nachher erinnerte.

„Geh!“ bat sie. „Wir werden uns morgen um ein Uhr — bei Deiner Schwester treffen.“

„Walborg! Kannst Du verzeihen?“

„Geh!“ wiederholte sie.

Einen Augenblick standen sie einander gegenüber, mit übermächtigen Gefühlen ringend, dann reichte sie ihm mechanisch ihre kalte, zitternde Hand, die er mit heißen Klüssen bedeckte. In der nächsten Sekunde — sie wußte selbst nicht, wie es zugeht — ruhte ihr Kopf an seiner Schulter, und sie weinte, als sollte das Herz ihr brechen, während er ihren blonden Scheitel streichelte.

In dieser Nacht schloß sie kein Auge. Als er gegangen war, saß sie am Fenster. Wie wunderbar schön! Der dunkelblaue, mit Sternen besäte Himmel, das Mondlicht, das auf den Wellen glitzerte, die Türme und Thürmchen, die Gebäude, die sich amphitheatralisch erhoben, und die imposante Fassade des Schlosses im Hintergrund. Wo in der Welt sie auch hinkommen würde, nie würde sie diesen Anblick vergessen! Nie die schöne Malerstadt vergessen, wo sie so glücklich gewesen war.

Das Programm für die zwei folgenden Tage war bald geordnet, aber sie blieb sitzen, Einkehr in sich selber haltend, ihr Inneres prüfend und in der Erinnerung jede Stunde noch einmal durchlebend, die sie mit einander verbracht hatten — er und sie, diesen letzten entsehligen Abend nicht ausgenommen.

Es war so rein und schön gewesen, das Verhältnis zwischen ihnen. Kein Wort, keine Handlung, kaum ein Gedanke, den sie sich vorzuwerfen hätten, und jetzt war es alles vorbei. „Warum denken die Menschen immer das Schlimmste? Ist die Welt wirklich so schlecht, daß niemand an das Gute glauben kann?“ fragte sie sich.

Sie hatte geglaubt, dem Gerede und der Neugierde der Menschen Trost bieten zu können — aber das kann, das darf keine Frau thun. Sie war blind gewesen, oder richtiger, sie hatte nicht sehen wollen — aber jetzt — nachher. — Sie schlug die Hände vors Gesicht. Man wagte es, solches von ihr zu denken! Einige halb angetrunkene Roués allerdings, aber sie repräsentierten doch die bürgerliche Gesellschaft, die öffentliche Meinung, dieses unbestimmte Etwas, das die Welt beherrscht.

Erst als Peder sie anlächelte — es waren ja nur ein paar Stunden seitdem vergangen — da erst war es ihr völlig klar geworden — sie liebte ihn, wie sie nie jemanden geliebt hatte — hatte es vielleicht von dem ersten Augenblick an gethan.

Freundschaft! Ein schöner Name nur, eine Verkleidung, die fallen mußte! War ein solches Gefühl zwischen Mann und Weib denn unmöglich? Sie kam nicht zur Klarheit darüber. Vielleicht später, in fernere Zukunft, wenn ein solches Freundschaftsverhältnis so natürlich ist und darum erlaubt wird; dann wunderte sich niemand darüber, dachte sie, denn das Hindernis ruft die Gefahr hervor und vermehrt dieselbe.

Als der Assessor beim Frühstück mit seiner Schwester zusammentraf, waren ihre Augen rot und geschwollen, als habe sie geweint. „Sixten liegt noch, er fühlt sich nicht recht wohl,“ sagte sie entschuldigend.

Der Assessor atmete erleichtert auf. Es wäre ihm unmöglich gewesen, dem Schwager in gewohnter Weise zu begegnen. „Wie geht es denn Dir?“ fragte er mit einer Zärtlichkeit, die ihren Augen beinahe Thränen entlockt hätte.

„Gut, wie immer,“ erwiderte sie und begann mit nervöser Hast Tassen und Teller zu ordnen.

Der Assessor war eigentlich bei ungewöhnlich guter Laune, trotz des fatalen Austritts am vorhergehenden Tage; denn er konnte ihn als Mann ja unmöglich so unangenehm berühren wie Walborg, und seine Gedanken beschäftigten sich am meisten mit dem, was später geschehen war, als sie, an ihn gelehnt, da gestanden, Herz an Herz, und es der Worte nicht bedurft hatte, um auszudrücken, was beide empfanden. „Fräulein Vilus beabsichtigt, Dir heute einen Besuch zu machen,“ sagte er am Schlusse der Mahlzeit. Es war ihm so schwer geworden, die Worte herborzubringen, die ihm mehr als einmal auf der Zunge geschwebt. „Fräulein Vilus?“ Sie starrte ihn an und er bemerkte, wie sie errödete.

In Wirklichkeit war sie überaus neugierig, diese Dame zu sehen, für die, das war ihr vom ersten Augenblick an klar gewesen, ihr Bruder sich interessierte; aber auch eine nagende Eifersucht empfand sie, denn sie argwöhnte, und mit Recht, daß seine Gefühle für diese Dame es waren, die ihn kalt, zerstreut und gleichgültig dem gegenüber machte, was ihm vorher am nächsten gestanden hatte.

„Sirten hat mir erzählt —“

„Was hat er erzählt?“ Die Augen des Assessors flammten. „Wie un-



China: Der Einzug des Prinzen Ching in Peking.



Erzherzog Karl von Oesterreich.

sind, Freunde, und nichts weiter!“ — Vor einigen Stunden hätte er es aus vollster Ueberzeugung sagen können und man

jähnt er sich benommen hat, etwa?“

„Aber Peder, Du solltest nicht, Du begreiffst, Du bist ja verheiratet?“

„Du glaubst es auch? Du, meine eigene Schwester!“ — Er schleuderte die Serviette auf den Tisch und sprang auf. Sie gab keine Antwort. — „Aber wenn ich Dir sage, daß wir Freunde

hätte ihm vielleicht geglaubt. Jetzt hörte er selbst, daß es wie eine Pilge klang.

„Das machst Du niemandem glaubhaft, ja, wäre sie häßlich gewesen!“

Das Blut stieg ihm zu Kopf, und er ballte die Hand in ohnmächtigem Zorn. Was sollte er thun, damit sie ihn verstehe, sie allein! Mochte die Welt denken, was sie wollte.

„Erinnerst Du dich unserer Mutter? Wenn ich nun bei ihrem Andenken schwöre, wirst Du mir dann glauben, daß, wenn Fräulein Vilus mir auch lieb geworden ist, lieber, als ich es selbst wollte, nichts Unreines zwischen uns sich findet.“

Paula wurde durch diese Beteuerung gerührt; sie bemerkte, wie tief schmerzlich es ihm war, daß es ihr gegenüber einer solchen bedürfe. „Vergieb mir!“ sagte sie im jähen Wechsel der

Gefühle, „flühe sie her, ich werde sie Sirten zeigen!“ Sie erschauerte. In welcher Verfassung war er nach Hause gekommen, und wie echnisch und gemein waren seine Worte gewesen; daß sie diesen geglaubt, gereichte ihr nur zur Schande. — „Warum wird es immer so anders, als man es sich gedacht?“ fragte sie plötzlich bitter, während es schmerzlich um ihre Lippen zuckte. In stummem Mitleid drückte der Bruder sie an sich. Fragen wollte er nicht, und ihr die Augen zu öffnen, brachte er nicht übers Herz; er konnte ja nicht wissen, wie sehr sie dieselben zu verschließen suchte, wie sie leide, wie viel sie wisse oder verzeihe. [Fortsetzung folgt.]



Prinz Joachim Albrecht.

v. Lindequist. Fürst Stolberg. Der Kaiser. Prinz Friedrich Heinrich. Der Kronprinz. v. Diege.

v. Wedel. v. Bötticher.

Von der preussischen Hoffjagd in Kehlringen: Der Kaiser besichtigt die Strecke.

→ Tief im Walde. ←

Novellette von H. Waldemar.

[Nachdruck verboten.]

Hurt von Bewern brach, nachdem ihn der Arzt verlassen hatte, in ein schallendes Gelächter aus. „Nervös? Als ob ich ein zimperliches Frauenzimmer wäre und nicht ein Mann, der an Länge und Breite manchen andern schlägt! Waldluft, Einsamkeit, äußere und innere Ruhe — zum Rückblick, was sich Doktor Martienssen wohl einbildet? Ich und Ruhe! Sehe ich denn wirklich aus wie ein Todesandidat?“

Er erhob sich langsam, nicht so elastisch und frisch wie ein junger Mann von dreißig Jahren und trat vor den Spiegel. „Bläß“ — fuhr er, sich kritisierend fort, „das ist nicht zu verwundern, wenn man ein Nervenfieber hinter sich hat, auch die Magerkeit kommt daher — na, alter Junge, zum Verliebten siehst Du gerade nicht aus mit den tief-liegenden Augen, dem scharfen Zug um Mund und Nase — Gesamteindruck: Martienssen hat recht, so kann ich mich nirgends sehen lassen. Also Kurt, wohlbestallter Oberleutnant, mache Dich auf und suche Dir ein Plätzchen, wo Du in aller Zurückgezogenheit Du wieder selbst werden kannst. Aber wohin?“ Schwer ließ er sich in seinen Sessel zurückfallen. — „Wenn der gute Doktor wüßte, was mich niedergeworfen“, flüsterte er, sich in Sinnen verlierend, „wenn er hier in meinem Herzen lesen könnte! . . . Was nützt es, den Körper zu pflegen, wenn die Seele leidet? Wie schwer ist es, allem Glücke zu entsagen, weil . . . Eveline, was hast Du aus mir gemacht!“

Er verlor sich in der Erinnerung an jene Zeit, da er das holde Geschöpf gesehen und lieben gelernt, an die Verzweiflung, die ihn erfaßte, als er erfuhr, daß sie ihm verloren war. Viele Monate waren seitdem vergangen, aber die Wunde, die er erhalten, schmerzte heute noch ebenso wie damals, und sein Herz lehnte sich auch heute noch so wild und schmerzvoll gegen die Thatsache auf, daß er entsagen mußte. Sein Kopf brannte, seine Augen glühten. Er fühlte, wie das Fieber ihn wieder zu packen suchte. Energisch schüttelte er alle Gedanken ab, er wollte ja zeigen, daß er als Mann damit fertig zu werden trachte. Hatte er es nicht seiner Mutter und dem Arzte versprochen? War er es nicht sich selbst schuldig? Ein wehes, halb irres Rächeln huschte um seinen Mund, als er sich nun mühsam erhob und auf den Knopf der elektrischen Klingel drückte.

„Sofort einpacken, wir verreisen!“ befahl er dem eintretenden Diener.

„Reisen,“ wiederholte dieser mit dem Rechte der Vertraulichkeit, das langjährige Diener für sich in Anspruch nehmen. „Sie sind ja noch nicht hergestellt, gnädiger Herr. Und wohin?“

„Wohin? Ich weiß es selbst nicht, Karl, aber dorthin, wo kein Laut der Welt mich hört, wo ich nicht erinnert werde an . . .“ Er strich sich über die heiße Stirn und murmelte: „Wenn ich nur ver-gessen, sie aus meinen Gedanken verdrängen könnte, dann, ja dann . . .“ Er sah zu seinem getreuen Karl auf und fragte: „Weißt Du kein Plätzchen dieser Art? Still und einsam, von den Menschen nicht besucht, aber geschaffen, eine kranke Seele zu heilen?“

„O ja, gnädiger Herr. Als die neue Jagd eingeweiht wurde, wohnten Sie tief im Walde beim Förster Bertram — damals schon meinten Sie, wenn Sie je der Ruhe bedürften, würden Sie dieselbe dort suchen, im Walde.“

Kurt von Bewerns Blick leuchtete auf.

„Das Forsthaus im Tannenschlag! Bei Gott, den Gedanken lohne ich Dir!“ rief er lebhaft.

„Ja, ja, die herrliche Waldeinsamkeit dort, hatte es mir schon damals angethan, die lauschige Stille mich andächtig gestimmt . . . Das wird der rechte Ort sein, Herzenswunden zu heilen. Dorthin gehen wir! Packe die Koffer rasch, heute noch reisen wir ab . . . Fort, nur fort will ich, jetzt, da ich ein solch köstliches Ziel habe, brennt mir der Boden unter den Füßen. Geschwind, an die Arbeit!“

Die Försterin Bertram stieß den Kolben ihres Butterfasses auf und nieder und sang dabei mit kräftiger Stimme ein Volkslied. Sie war so eifrig dabei, daß sie das Herannahen eines Wagens nicht hörte und erschreckt aufsprang, als von draußen eine Stimme durchs offene Fenster rief: „Guten Tag, Frau Bertram, so lustig bei der Arbeit?“

Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie die elegante, etwas ge-bückte Gestalt an.

„Ist's möglich!“ schrie sie auf, „der gnädige Herr! Sind Sie's wirklich, oder —?“

Bewern lachte heiter auf. Die Fahrt durch die köstliche Abend-stille hatte ihn froh gestimmt.

„Ich bin's wirklich, kein Geist, und gekommen, mich bei Ihnen von langer Krankheit zu erholen. Sie haben doch ein Plätzchen für mich? Absolute Ruhe und Einsamkeit finde ich ja draußen auf Schritt und Tritt, sobald ich den Wald auf mich wirken lasse.“

„Einsamkeit — Ruhe?“ stotterte die hübsche Försterin und strich sich in sichtlich Verlegenheit die Ärmel herunter. „Wenn ich das nur früher gewußt hätt, daß Sie kommen. — Nun hab' ich ein' Sommergast aufgenommen, seit acht Tagen schon — Ach Gott, gnädiger Herr, ich will sorgen, daß er Ihnen nicht über den Weg läuft . . .“

Bewern war zwar nicht angenehm berührt, dennoch sagte er gütig: „Machen Sie sich keine Sorge, Haus und Wald sind groß genug, auf daß zwei Gäste Platz finden, ohne sich gegenseitig zu stören. Zeigen Sie Karl die Zimmer, er wird das weitere besorgen.“

Dann ging er langsamen Schrittes dem Walde zu. — Die Sonne stand noch nicht hoch am Himmel, als Bewern am nächsten Morgen sich auf den Weg machte. Er suchte ein herrliches, tief in dufenden Tannen verstecktes Plätzchen. Dort wollte er sich niederlassen, in vollen Zügen den harzigen Duft einatmen, wollte die hebre Stille auf sein wundes Gemüt wirken lassen. Ein frisches Lüfchen wehte ihm ent-

gegen, als er das Haus verließ, und regte stärkend seine Nerven an. Mit tiefem Atemzuge blieb er stehen und sah rückwärts. Ein Ausruf des Entzückens entfuhr ihm. Im brennenden Sonnenglanze lag das zierliche Forsthaus vor ihm, es hob sich prächtig ab von den es an allen Seiten umgebenden dunklen Tannen, über welche sich die feinen Triebe des neuen Frühlings wie ein durchsichtiger hellgrüner Schleier verbreitete. Überall glitzerte es, überall brach sich das warme rote Sonnenlicht Bahn und vergoldete alles ringsum. Bewern nahm dies Bild mit trunkenen Blicken in sich auf und konnte sich nicht losreißen.

Nach kurzem Wandern erreichte er dann den versteckten Platz, nach dem er ausgegangen war. Durch Nadel- und Blättergewirr bahnte sich auch hier die Sonne ihren Weg, zitterte in wunderlichen Reflexen auf dem moosigen Waldboden und irrte wie verstohlen über das blondlockige Köpfchen eines Mädchens, das regungslos auf einem Steine saß, dem Ankommenden jedoch den Rücken zudrehte.

Eine heiße Blutwelle überflutete Bewerns Gesicht. Der Försterin Sommergast — eine Dame! Das fehlte gerade noch, dachte er. Unerwartet wollte er sich abwenden, als das Mädchen eine Bewegung seitwärts machte und ihm ihr feines Profil zukehrte. Ein einziger Blick genügte, um ihn rückwärts taumeln zu lassen. „Eveline!“ stöhnte er und lehnte sich gegen den Stamm einer Fichte, weil ihn die Kräfte zu verlassen drohten. Entsetzen erfaßte und lähmte ihn. Er wollte sich zur Flucht wenden, denn kein anderer Gedanke besaßte ihn jetzt, als diesem tödlichen Zufall zu entgehen, und dennoch war es ihm, als könne, als dürfe er nicht so von hinnen weichen, ohne die heimlich Geliebte gesprochen zu haben.

Ihre weiche Stimme machte seinem Schwanken ein rasches Ende. Als das Mädchen das Geräusch hinter sich vernommen, war es aufgesprungen und hatte ihn erkannt.

„Herr von Bewern, Sie hier?“ rief sie überrascht und freudigen Angesichts. Aber die Freude erlosch, als sie in sein verstörtes Antlitz blickte. „Barmherziger Gott, was ist Ihnen geschehen?“

„Nichts und alles,“ erwiderte er düster, sich ihr mit Widerstreben nähernd. „Ich suchte Ruhe hier und nun . . .“ Er brach ab, faßte sie rauh bei der Hand und sah ihr wild und verzweifelt in die zu ihm erhobenen, klaren Augen.

„Ich ertrag's nicht länger, einmal muß ich die Qual mir vom Herzen reden, die mich zu erdrücken droht, seit ich Sie erblickt. Das Schicksal selbst hat unsere Schritte hierher gelenkt, hat Sie mir noch einmal in den Weg geführt . . . Weichen Sie nicht zurück, Eveline, Sie müssen mich hören; hören, daß ich an der heißen wohnsinnigen Liebe zu Ihnen zu Grunde gehe, die mich zu dem elenden Brack gemacht, als daß Sie mich hier sehen, die mir alle Ruhe, all's Glück und jede Freude geraubt, die mich noch um den Verstand bringt . . . Hier, im tiefsten Walde, allein mit meinem Gott und mir, wollte ich Sie vergessen, wollte versuchen, dem Manne zu fluchen, der Sie er-rungen, wollte genesen, um meiner Mutter willen . . . Und nun, kaum habe ich die Hand nach der Ruhe ausgestreckt, treten Sie wieder vor mich hin, geschmückt mit allem Liebreiz, ich sehe Sie, nach der mein Herz verlangend schreit, und die ich dennoch flehen muß, weil ein anderer glücklicher war als ich . . . Fürchten Sie nicht, Eveline,“ fuhr er in weichem Tone fort, als er sah, daß sie, die Farbe wechselnd, die Augen schloß. „Ihr Glück ist mir heilig. Was ich Ihnen jetzt offenbarte, schändet Sie nicht und ist kein Raub an Ihrem Gatten. Sagen Sie mir nur das eine noch, ob Sie glücklich sind, so glücklich, als Sie es verdienen. Dann will ich dem Leben wieder mutiger ins Auge schauen und Ihren Weg nie wieder kreuzen.“

Sie senkte das Köpfchen. Lautlose Stille herrschte. Es war, als hielten selbst die Vögel den Atem an, um ihren Worten zu lauschen, als wollte die Natur ihr Geständnis unterstützen, denn ganz sanft nur und doch geheimnisvoll rauschten die Wipfel der alten Fiesen über dem jungen Paare.

„Sie schweigen?“ fragte Bewern zaghaft. „Vielleicht erscheine ich Ihnen indiscret, aber wenn Sie verstehen, wie es mir in diesem Augenblick zu Mute ist, dann antworten Sie mir, Eveline, ich flehe Sie an, ob Sie das geträumte Glück gefunden?“

„Wie konnte ich, da es sich von mir gewandt, kaum, daß ich es erkannt hatte?“ begann sie leise, hob aber dann das Gesicht und sah Bewern mit einem Blick an, der ihm das Blut zum Herzen zurücktrieb.

„Ihr Gatte?“ . . . fragte er atemlos.

„Ich war nicht vermählt. Mein Vater hob die Verlobung auf, weil — mein Herz — anders gesprochen . . .“

„Für wen, Eveline, aus Barmherzigkeit sprechen Sie!“ Sie richtete den Blick in das dicke Tannengrün und sagte sinnend: „Es war an einem Tage, so sonnenklar, so strahlend wie der heutige. Bei einer ihm zu Ehren veranstalteten Gartengesellschaft stand ein Brautpaar im Mittelpunkt, man huldigte ihm, als sei es ein fürstliches . . . Nur einer schloß sich davon aus . . .“

„Weil dieser eine mit heißem Verlangen begehrte, was eines anderen Eigentum war,“ fiel Bewern voll mächtiger Bewegung ihr ins Wort. „Und dieser eine, Eveline —?“ Wie zärtlich seine Stimme klang.

Sie sah ihn glückesfreudig an. „Diesen einen liebte ich — und liebe ihn noch!“ erwiderte sie schlicht.

Bewern brachte keinen Laut über die bebenden Rippen. Als könne er diese frohe Botschaft nicht fassen, als sei das Glück zu groß, das er so unerwartet gefunden.

„Meine Ruhe, mein Glück!“ stammelte er endlich, umschlang das Mädchen und küßte das holde, erglühende Gesicht . . .

Und die Vögel hüpften von Ast zu Ast und sangen dem jungen Paare das Brautlied.



Die Verteidigung von Syrakus durch Archimedes. Nach dem Gemälde von J. R. Spence.

— Die Schule der Armut. —

Roman von Arthur Happ.

[Nachdruck verboten.]

[Fortsetzung.]

Als Franz Jauer in die Nähe der Wohnung des Barons kam, hob er unwillkürlich den Blick empor. Stand da nicht der Forstmeister am Fenster? Ja, er war's und jetzt schielte er auch ihn, Franz Jauer, erblickt zu haben. „Guten Tag, Herr Baron!“ Franz Jauer zog höflich seinen Hut und schwenkte ihn tief. — Doch Baron von Hauenthal nahm keine Notiz von dem unterwürfigen Gruß, sondern verschwand mit einem Male. Und als der Rentier ohne Renten ein paar Minuten später an der Klingel zog, wurde ihm auf seine Frage nach dem Herrn Forstmeister von dem öffnenden Dienstmädchen der verblüffende Bescheid: „Der Herr Baron ist nicht zu Hause.“

Im nächsten Moment wurde ihm auch schon, noch ehe er sich recht besonnen hatte, die Thür vor der Nase zugeschlagen.

Auf der Straße hatte der beirritzt Heimkehrende eine Begegnung, die ihn mit neuer Hoffnung erfüllte. Leutnant von Hauenthal kam ihm entgegen. Ihn würde er ansprechen, ihm sein Anliegen vortragen. Aber als Franz Jauer nun mit dem Hut in der Hand, an den Leutnant herantreten wollte, runzelte dieser mit einer eifrig kühlen Miene die Stirn, sah starr geradeaus und eilte, sein Tempo beschleunigend, an dem verdutzt Dastehenden vorüber, als ob er ihn gar nicht bemerkt hätte.

Gänzlich darniedergeschlagen und mutlos kam der zweimal indirekt Abgewiesene zu Hause an. Doch Frau Jauer gab die Hoffnung noch nicht auf. Sie trieb den Kleinmütigen an, sich an seinen Schreibtisch zu setzen und als Franz Jauer sich stöhnend an die Stirn faßte und erklärte, keine vernünftige Zeile schreiben zu können, diktierte sie ihm selbst zwei volle Seiten, in denen sie einen sehr bestimmten energischen Ton anschlug.

Prompt am nächsten Morgen kam die Antwort. Der Herr Baron hatte sich sehr kurz gefaßt. Er schrieb:

„Herrn Rentier Jauer,

hier.

Ich verweise auf die schriftlich zwischen uns fixierte Abmachung mit dem Bemerken, daß ich nicht verfehlen werde, Ihnen den Betrag nebst Zinsen an dem Fälligkeitstermin, also nach einem Jahre, zurückzahlen. Zu einer früheren Zahlung kann ich mich zu meinem Bedauern nicht verstehen.

Ergebenst

Baron von Hauenthal, königl. Forstmeister a. D.“

Angesichts dieser kaltherzigen Rücksichtslosigkeit, die nicht einmal einen Ausdruck des Mitleids hatte, wurde Franz Jauer wieder von der Wut gepackt.

Aber schon bei seinen ersten Schimpfreden unterbrach ihn Frau Hulda streng. „Daß das, Franz! Das ist unwürdig. Damit ist uns nicht geholfen. Wir werden auch so fertig werden.“

An demselben Tage, in der Abendstunde, erschien ein unerwarteter Besuch. Es war der alte Ferdinand, der nach seiner Art langsam schlüpfend in seinem alten abgeschabten schwarzen Anzug das Wohnzimmer der Familie Jauer betrat. Als Franz Jauer den Eintretenden erkannte, stieg ihm die Röte der Scham, der Verlegenheit und des Aergers ins Gesicht und noch ehe der sich schwerfällig vorwärtsbewegende Alte ein Wort geäußert hatte, rief er ihm bitter entgegen: „Kommst Du, Dich an unserm Unglück zu weiden? Du hast recht, jetzt kannst Du über uns triumphieren, jetzt sind wir arm, noch viel ärmer als Du. Du hast doch wenigstens Deine Stellung, Dein festes Einkommen, wir haben gar nichts — nichts. Jetzt lache nur, freue Dich, Deine Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen, schneller, als Du wohl selbst gedacht hast.“

Der Alte war bis dicht an den Sprechenden herantreten. In seinem alten, verrunzelten, verwitterten Gesicht war von Schadenfreude und Spott nicht das geringste zu bemerken. Im Gegenteil, es zuckte etwas wie Schmerz um den faltigen Mund und jetzt legte er seine dünne, zitterige Hand auf die Schulter des Betters und sagte mit einer Stimme, in deren Ton Teilnahme und Verdrüßnis sich mischten: „Du irrst, Franz. Ich bin nicht gekommen, um Dich zu verspotten und mich herzlich über Dein Unglück zu freuen. Schon Deiner armen, unschuldigen Familie wegen könnte ich nicht so handeln. Welchen Grund habe ich Dir gegeben, daß Du so schlecht von mir denkst? Ja, freilich, ich habe Dir gewünscht, daß Du auch einmal in Not und Armut gerietest. Aber damals sprach der Born, der Aergers aus mir und nicht die Vernunft und die ruhige Ueberlegung. Verzeihe mir, Franz, und vergiß die häßlichen Worte! Ich bedaure Dich, von Herzen bedaure ich Dich. Das kannst Du mir glauben. Es ist ein so furchtbares Unglück, das nun über Dich und die Deinen hereingebrochen ist. Also alles hast Du verloren, alles?“

Franz Jauer nickte mit seiner dumpfen, trübseligen Resignation, während Frau Hulda sich schon erhoben hatte und nun für den gebrechlichen Alten einen Stuhl heranschob.

Better Ferdinand dankte und setzte sich und begann von neuem mit seiner dünnen, klanglosen Stimme: „Das thut mir ja so leid, so furchtbar leid. Mein Gott, was soll denn nun aus Euch werden? Schade, schade, daß nun der Fritz nicht hier ist, der würde Euch doch mit Rat und That zur Seite stehen. Ich armer alter Mann, ich kann ja nicht viel für Euch thun. Ich habe ja nichts, als die lumpigen tausend Mark, die ich mir erspart habe. Es ist ja nur wenig, aber über die erste Not werdet Ihr damit hinwegkommen, bis wieder einmal bessere Tage anbrechen. Und ich habe sie auch gleich mitgebracht, damit Ihr auch seht, daß Euer alter Better und Onkel Ferdinand noch ein Herz für Euch hat und Euch nicht im Stich läßt. Herrgott, wir Armen müssen ja zusammenhalten und uns einander beistehen. Solch ein Reicher weiß ja gar nicht, wie einem armen Teufel wie unfernein zu Mute ist.“

Der Alte knöpfte mit seiner zitternden Hand seinen langen, fadenscheinigen Gehrock auf und begann, in der Brusttasche herumzugrabbeln. Schon leuchteten Franz Jauers Augen, schon strahlte sein Gesicht, schon hob ein Seufzer der Erleichterung seine Brust und seine Hände zuckten, bereit, die angebotene Hilfe in Empfang zu nehmen.

Aber Frau Hulda trat entschlossen dazwischen, und ihre Hand auf den Arm des gutmütigen Alten legend, jagte sie abwehrend: „Daß nur, Ferdinand! Wir danken Dir von Herzen und es macht uns glücklich und freut uns recht herzlich, daß Du so viel Anteil an unserm Unglück nimmst und uns so edelmütig beistehen willst. Aber annehmen können wir Dein Anerbieten nicht. Es wäre ja gewissenlos und schändlich von uns, wollten wir Dich Deiner mühseligen Eriparnisse berauben. Du bist selbst nicht auf Rosen gebettet und bist alt und kränzlich. Du wirst Deine Notgroschen selbst gebrauchen. Wir sind ja noch alle kräftig und jung genug, um für uns selbst sorgen zu können. Es wäre ja eine Schande, wenn wir uns nicht selbst ernähren könnten, wir vier gesunde Menschen. Wir müssen eben arbeiten, Ferdinand, wie Du, wir müssen arbeiten . . .“

V.

Den zweiundzwanzigjährigen jungen Leutnant Helmuth Jauer hatte das so jäh über seine Familie hereingebrochene Unglück ebenso kopflos und kleinmütig gemacht, wie seinen Vater. Er hatte zwar das Bewußtsein, daß das plötzliche Ereignis, das seinem Vater sein ganzes Vermögen mit einem Schlage geraubt hatte, seiner Zukunft eine andere Wendung geben würde und daß es für ihn an der Zeit sei, irgend etwas zu thun, um den Folgen des schweren Schicksalschlages zu begegnen; aber er hatte nicht die moralische Kraft und die Energie, sich zu einer entschlossenen Handlung aufzuraffen. In einem Zustand dumpfer Ergebung ließ er die Dinge an sich herankommen.

Als es in der Stadt bekannt geworden war, daß durch den schmachvollen Zusammenbruch des Bankhauses Arnberg und Sohn am meisten die Familie Jauer betroffen worden war, begann sich eine ganze Anzahl von Rechnungen und heftigen Mahnungen über den armen jungen Offizier zu ergießen. Da war sein Konto bei den verschiedenen Restaurants, in denen der Leichtsinrige, sobald es gegen das Ende des Monats ging, anschreiben zu lassen pflegte. Da war sein Cigarrenhändler, sein Wein- und Bibrliedant, Schneider, Schuhmacher und andere Geschäftsleute und Handwerker, die dem einzigen Sohn des reichen Rentiers bereitwilligst Kredit gewährt hatten. Auch ein paar kleine Wechsel und Ehrenscheine, auf die der Leutnant bei gelegentlichen Spiel- und Wettverlusten bares Geld geliehen hatte, da er nie mit seiner Zulage ausgekommen war, näherten sich ihrem Fälligkeitstermin. Alles in allem erreichten Helmuth Jauers Verbindlichkeiten den Betrag von nahezu dreitausend Mark, eine Bagatelle, deren Bezahlung Franz Jauer sicher nicht ernstlich verweigert hätte, wäre er noch im Besitze seines früheren Reichthums gewesen. Jetzt aber, als Helmuth eines Tages in seiner Bedrängnis seinem Vater ein offenes Geständnis ablegte, schlug dieser eine zornige Lache auf. „Dreitausend Mark!“ fuhr er wütend auf. „Die soll ich bezahlen? Bist Du nicht recht geschickt? Soll ich vielleicht das Geld stehlen? Oder soll ich unser bißchen Hab und Gut, was uns geblieben, verkaufen, um Deine Schulden zu bezahlen? Nicht einen Pfennig bezahle ich für Dich, nicht einen Pfennig!“

„Aber Papa,“ stöhnte der Leutnant ganz bleich, „bedenke doch meine Karriere, meine ganze Zukunft steht auf dem Spiel! Wenn ich nicht bezahle, dann —“

„Na dann?“

„Dann werde ich entlassen, mit schlichtem Abschied entlassen.“

Aber Franz Jauer zuckte sehr unbewegt, fast gleichgiltig die Achseln.

„Meinetwegen. Ich wünschte, Du hättest den bunten Rock überhaupt nie angezogen. Er ist an allem schuld, an unserm ganzen Unglück.“

Bergebens war alles Bitten und Flehen des Leutnants, selbst seine Thränen vermochten nichts auszurichten. Franz Zaver wiederholte nur immer: „Ich habe selber nichts mehr. Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. Mir giebt auch keiner was, mögen Deine Gläubiger sehen, wie sie zu ihrem Gelde kommen.“

Auch die Mutter konnte nicht helfen und so schwer es ihr auch wurde, sie mußte ihren Sohn seinem Schicksal überlassen.

Und so geschah das Gefürchtete und doch Unvermeidliche. Die Wechsel und Ehrenscheine wurden dem Regimentskommandeur präsentiert. Das Ehrengerichtsverfahren wurde anhängig gemacht und das Resultat war: Helmuth Zaver wurde der Verletzung der Standesehre für schuldig befunden und für unwürdig erklärt, dem Offizierkorps länger anzugehören. Er wurde mit Schimpf und Schande aus der Armee entlassen und das Recht, die Offiziersuniform zu tragen, wurde ihm entzogen.

Ähnlich wie sein Vater in der ersten Zeit seines Unglücks gethan, saß Helmuth Zaver zu Hause, fassungslos sein Unglück beklagend, nutzlos jammernd und weinend, unfähig, sich aus eigener Kraft aufzurichten und sich mit seinem Geschick abzufinden. Als er zum ersten Male in der schlichten Zivilleidung ausging, hatte er die Empfindung, als sei er plötzlich ein ganz anderer geworden, als sei er plötzlich von hervorragender Höhe in die Tiefe gestürzt. Der Nimbus, den ihm seine Uniform verliehen, war von ihm genommen. Niemand sah ihm bewundernd nach und begrüßte ihn ehrfurchtsvoll wie ehemals. Auch seine früheren Kameraden nahmen keine Notiz mehr von ihm; sie gingen starr, hochmüthig an ihm vorüber, ohne ihn zu grüßen. Für sie bedeutete er nichts mehr, in ihren Augen war er entehrt und ihres Umgangs unwert geworden.

Nur ein jüngerer Leutnant von seinem Jahrgang, sein vertrautester Kamerad, der einst mit ihm zu gleicher Zeit eingetreten, mit ihm zusammen die Kriegsschule besucht und zugleich mit ihm zum Offizier befördert worden war, besuchte ihn eines Abends, als die Dunkelheit schon hereingebrochen war. In bürgerlicher Kleidung, gleichsam inkognito, trat der ehemalige Kamerad bei ihm ein, schleichend, zögernd, in unterdrückter Aufregung, als sei er sich einer außergewöhnlichen, unstatthaften Handlung bewußt.

„Wollte Dir noch einmal Adieu sagen,“ sprach er hastig, zum Grube nickend, ohne dem überrascht und freudig Aufstehenden die Hand zu reichen. „Armer Kerl! Thust mir furchtbar Leid! Schweren Herzens habe ich gegen Dich gestimmt, aber konnte ja nicht anders. Deine Schuld lag ja klar zu Tage. Ehrenschein muß zur rechten Zeit eingelöst werden, daran ist nicht zu rütteln.“

„Ich hätte ihn ja eingelöst, eine Kleinigkeit wärs gewesen,“ stieß der Ex-Leutnant erbittert hervor, „wenn dieses vermaledeite Malheur nicht passiert wär! Konnte ich denn das voraussehen? Ist es gerecht, mich dafür verantwortlich zu machen?“

Der junge Offizier zupfte an seinem kärglich keimenden

Schnurrbart. „Freilich! Verdammtes Pech! Wie gesagt, thust mir furchtbar Leid. Aber zu helfen war Dir nicht. Hast nun mal Dein Ehrenwort gebrochen. Und da giebt's nichts weiter. Ein Offiziersehrenwort muß unter allen Umständen heilig gehalten werden.“

Der einundzwanzigjährige junge Mann reckte sich auf seinen Zehenspitzen in die Höhe und blickte mit einer würdevollen, unerbittlich strengen Miene drein. „Na, was wirst Du nun anfangen?“ fragte er nach einer kleinen Pause weiter.

Helmuth Zaver zuckte mit den Achseln. „Weiß ich!“

„Wirst nun am Ende irgendwo unterkriechen, in bescheidener Zivilleidung?“

Der Ex-Leutnant seufzte. „Es wird mir wohl weiter nichts übrig bleiben.“

Der andere machte eine ungestüme, heftige Bewegung der Entrüstung. „Weißt Du, Zaver, ich thät's nicht,“ rief er mit dem Brustton heiligster Ueberzeugung. „So 'nen kleinen Schreibeposten annehmen, vor Hinz und Kunz sich bücken, während man doch vorher das ganze Zivillistenpack über die Achsel angesehen hat — äh, ich thät's nicht, um keinen Preis thät' ichs! Bin der Ansicht, einem Offizier der seine Ehre verloren, den Kameraden aus ihrer Mitte gestoßen und nicht mehr estimieren, bleibt nur eins.“

„Du meinst?“

Der kleine Leutnant reckte sich noch ein wenig mehr in die Höhe und machte eine halbe Wendung nach der Wand, an der als Hauptschmuck des Zimmers eine aus Schutz- und Hieb- und Stichwaffen verschiedener Art hergestellte Waffen-Trophäe angebracht war. Mit der gewichtigen, feierlichen Miene von vorher, die einen so drolligen Kontrast zu dem rotbäckigen, frischen, flaumbärtigen Jünglingsgesicht bildete, deutete er auf die Pistole, die die oberste Spitze des Arrangements bildete und sagte mit dumpfer Grabesstimme: — „ne Kugel durch den Kopf! Es ist ja doch nur ein Plunderleben, das Zivilleben. Wenigstens ich könnt's nicht mehr ertragen. Den Degen in die Ecke stellen, den Ehrenrock ausziehen — brr! Nein! Lieber eine Kugel in die Stirn. Damit rehabilitiert man sich doch gewissermaßen und sichert sich ein achtungsvolles Andenken.“

Der Sprechende nickte und zog sich zur Thür zurück. „Das ist meine Ansicht, Zaver. So handelt ein Cavalier. Na adieu, lieber Kerl! Lebe wohl!“

Er war verschwunden. Mit kreidebleichem Antlitz starrte ihm Helmuth Zaver nach. Seine Rippen murmelten mechanisch: „Lieber eine Kugel in die Stirn!“ Er zuckte schreckhaft zusammen und ein Schauer lief durch seinen ganzen Körper. Und dann strömte ihm plötzlich das Blut wieder heiß in Stirn und Wangen zurück. Hatte der Kamerad nicht recht? Er süßte seine Stirn in beide Hände und grübelte. Die letzten zwei Jahre mit ihren Freuden und erhebenden Momenten zogen an seinem Auge vorüber. Es war doch ein herrlicher Beruf, der schönste von allen, der des Offiziers! Immer an der Spitze, von allen bewundert, geehrt, beneidet! Schal und nichtig und öde war doch alles übrige!

[Fortsetzung folgt.]

✻ Allerlei. ✻

Si-Hung-Tschang als Witzbold. Si-Hung-Tschang ist im Westen eigentlich nur als hervorragender Staatsmann bekannt, doch genießt er bei seinen Landsleuten außerdem noch den Ruhm, ein Philosoph zu sein und ein besonderes Talent im „Erfinden“ von Aphorismen, Sprich- und Schlagworten zu besitzen. Seine Antworten haben schon mancher hohen Persönlichkeit eine bittere Pille zu schlucken gegeben. So wurde der große Chinese während seines Aufenthaltes in New-York von dem Bürgermeister Strong eingeladen. Im Verlauf der vor vielen Tagen geführten Unterhaltung fragte Si, warum der Major nicht im Bürgerkrieg mitgekämpft habe. Mr. Strong erwiderte, daß er, da sein Bruder in die Armee eingetreten wäre, es für seine Pflicht gehalten hätte, zu bleiben, um für seine Familie zu sorgen. „Ah“, meinte der unbequeme Fragesteller, „ich verstehe, Sie waren ein vorzüglicher Soldat in Friedenszeiten und ein guter Zivilist während des Krieges.“ In England that Si nach kurzer Bekanntschaft mit den betreffenden beiden Politikern folgende Aeußerung: „Salisbury spricht wenig und meint viel und Mr. Gladstone spricht viel und meint wenig.“ Auch in Deutschland soll Si-Hung-Tschang einige Antworten gegeben haben, die für die Beteiligten ziemlich peinlich waren. So fragte man ihn einmal, ob die deutschen Damen einen Vergleich mit den Chinesinnen aushielten. „Darüber kann ich mir wirklich kein Urteil erlauben,“ entgegnete der Diplomat mit einem Seitenblick auf das tief ausgeschnittene Corset einer anwesenden Aristokratin, „bei uns bekommt man von den Frauen kaum halb so viel zu sehen wie hier.“

Der häufig genannte Senator und Volksredner Mark Hanna empfing kürzlich von einer Frau Dunlay aus Fort Waine im Nachbarstaate Indiana, wo Hanna wenige Tage vorher eine Rede gehalten hatte, eine Rechnung über drei Duzend Schweinesfüße. In dem Begleitschreiben hieß es: „Sie werden mich für eine recht underschämte Frau halten, daß ich es wage, die Bitte an Sie zu richten, einliegende Rechnung zu begleichen. Ich bin eine arme Wäscherin und mein Mann

ist Tagelöhner. Wir müssen beide schwer arbeiten, um unsere fünf kleinen Kinder zu ernähren. Vorgestern kaufte ich 36 Schweinesfüße, die sonst viel teurer sind, zu 5 Cents das Stück. Während ich waschen ging, sollte mein Alter, der gerade nichts zu thun hatte, die Dinger kochen. Als die Füße schon auf dem Feuer standen, wurde ihm gesagt, daß Sie in der Stadt wären und sprechen würden. Ohne an seine Pflichten zu denken, machte mein Mann sich auf, um Sie zu hören. Er blieb dann natürlich gleich fort, und wie ich abends nach Hause komme, sind die schönen Schweinesfüße ganz verkohlt. Wir hätten zwei Wochen lang davon leben können und nun war das teure Geld fortgeworfen. Sie allein sind schuld daran, daß ich meinen Mann tüchtig auszankte und dafür Prügel erhielt. Hoffentlich ersetzen Sie mir wenigstens den Schaden. — Ihre ergebene Ehr. Dunlay.“ Mr. Hanna las den Brief sehr aufmerksam und lachte herzlich. Auf die Frage seines Sekretärs, ob man etwas erwidern solle, entgegnete der Senator: „Zawohl, schicken Sie der guten Frau zwei Dollars und schreiben Sie ihr, daß ich sie bestens grüßen lasse.“

✻ Unsere Bilder. ✻

Die Verteidigung von Syrakus durch Archimedes. Nachdem der zweite punische Krieg Karthago eine Reihe großer Siege gebracht hatte, fielen nach der Schlacht von Cannä, außer ganz Unteritalien, viele reiche und mächtige Städte wie Capua und Syrakus den Römern zu. Aber Rom's Kraft war noch nicht gebrochen, wenn es sich auch nur auf die Verteidigung beschränken mußte. Nach zweijähriger Belagerung von Syrakus wurde diese Stadt 212 vor Chr. von den Römern erobert. Die Belagerten leisteten tapferen Widerstand und wurden dabei von dem berühmten Physiker und Mathematiker Archimedes wesentlich unterstützt. Archimedes wurde dann bei der Einnahme der Stadt erschlagen. Das packende Bild von F. R. Spence zeigt uns den großen Mann, wie er, vor der mächtigen Wurfmaschine stehend, Anweisungen giebt und schaffinnige Befehle erteilt.

Liebtinge. Wenn Gretchen morgens mit dem Futterkörbchen am Arme über den Hof geht, gesellen sich sofort ihre Liebtinge, die verschiedenen Haustiere zu ihr. Vergnügt bellt der kleine Dackel, fröhlich hüpfst das Bäckchen um sie und die Hühner picken das ausgestreute Futter auf. Und ist Gretchen nicht selbst ein so reizendes, kleines Geschöpf, daß wir sie nicht unbedingt auch zu unserm Liebting erklären müssen?

◆ Gemeinnütziges. ◆

Das Halstuch, ein ganz überflüssiges Kleidungsstück, kommt jetzt wieder in Gebrauch. Die Furcht vor Erkältung des Halses bei rauhem Wetter giebt die erste Veranlassung zum Tragen wollener Tücher, um Husten und Heiserkeit, Drüsen- und Mandelentzündung fernzuhalten. Das Halstuch ist aber in den meisten Fällen die Ursache zur Erkältung und den genannten Krankheiten, denn der Hals wird durch die übermäßig warme Bedeckung nur verweichlicht und verhärtet, gegen den geringsten Temperaturwechsel empfindlich und infolgedessen weniger widerstandsfähig gegen Erkältungskrankheiten. Bei blutarmen, schwächlichen und kranken Personen ist das Halstuch gut angewendet, wenn es nicht zu dicht, zu fest und richtig angelegt wird. Diese Personen besitzen zu wenig Blutwärme und sind zu Erkältungen überhaupt sehr geneigt. Ueberflüssig ist das Halstuch beim gesunden und kräftigen Menschen, der darauf achten sollte, daß Hals und Brust genügend abgehärtet wird. Das tägliche Waschen mit frischem Wasser ermöglicht die Abhärtung teilweise; läßt man aber den Hals auch tagsüber frei und beengt ihn nicht durch handhohe steifgebügelte Kragen oder wollene Halstücher, so wird er erst richtig widerstandsfähig. Eine vernünftige Atmung durch die Nase mit ausgiebiger Bethätigung des Brustkorbes wird dann weiter verhindern, daß Blutandrang nach dem Kopfe, Erkältungskrankheiten und dergleichen Uebel sich einstellen.

Ausleben von glänzenden photographischen Abzügen. Die Amateure sind oft um das Ausleben von glänzenden Abzügen in nicht geringer Verlegenheit, denn sie fürchten durch Anwendung von gewöhnlichem Kleister denselben die äußere Schönheit zu nehmen, was übrigens auch oft vorkommt, wenn nicht ordnungsgemäß verfahren wird. Eine Präparation, die zu diesem Gebrauche sehr gut, ist folgende: Man verwende weiße Gelatine in Blättern, lasse sie während einer Nacht im Wasser ziehen, gieße das Wasser ab und lasse sie in einem Wasserbade schmelzen. Man bestreiche die Rückseite des trockenen Abzuges ein wenig mit diesem Kleister und lege denselben alsdann auf den Karton auf und der ursprüngliche Glanz ist gewahrt. Dagegen, um seit auf dem Karton haftende Abzüge loszulösen, bestreiche man das Papier mit Formalin-Lösung, lasse es trocknen und der Abzug wird sich leicht lösen.

Backleder vor dem Brechen zu bewahren. Man puht das Backleder mit Milch ab, läßt es trocknen, bestreicht es mit ungefaltener Butter und reibt es mit einem Flanellstückchen blank.

◆ Nachtisch. ◆

1. Bilderrätsel.



2. Doppelrätsel.

a	a	a				
a	a	c				
d	e	e	e	e	g	g
h	i	i	k	l	l	n
n	n	o	o	r	s	s
s	s	t				
t	t	u				

Die Buchstaben dieser Figur sind so zu ordnen, daß die drei langen wagerechten Reihen bezeichnen: 1. eine deutsche Residenzstadt, 2. einen Namen aus der Oedipus-Sage, 3. einen römischen Dichter. Die senkrechten Reihen sollen bedeuten: 1. eine russische Provinz in Asien, 2. einen Namen aus der griechischen Mythologie, 3. einen deutschen Dichter.

3. Rätsel.

Eins reichte im Dorfe die Alte
Dem grunzenden Haustier im Stall,
D'rauf ging sie mit Zwei zu den Nestern,
Zu sammeln die Eier all.

Nun träumt sie von ihrem Jungen,
Der vom Ganzen die Blicke lenkt
Ueber wogende Meeresfluten
Und sehnend der Heimat denkt.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Der Kopf des Försters ruht auf der Frontspitze und wird von der ersten Baumwurzel gebildet.
2. Genug ist besser als zu viel. Rauher Montag, glatte Woche.
3. Nachrichten, Nachrichten.

◆ Lustiges. ◆

Deplacierte Redensart.



Der Bauer Michel tritt furchtsam in das Sprechzimmer eines Arztes, um sich einen Zahn ziehen zu lassen.

„Nun, mein Lieber,“ fragt freundlich der Doktor, „wo drückt Euch denn der Schuh?“

„Hier, Herr Doktor, hier!“ wimmert Michel, auf seinen Mund zeigend.

Gerechtfertigt.

Dame (im Theater, Thränen in den Augen): „Mein Herr, weshalb freuen Sie sich eigentlich immer gerade bei den rührendsten Stellen?“

Herr: „Verzeihung, meine Gnädigste, aber ich bin der Autor.“

Mißtrauisch.

Regisseur (einer Schmiere, zum Direktor): „Das ist zum Verzweifeln, heute habe ich „Lobengrün“ angekündigt und im ganzen Dorf leibt man uns keine Gans!“

Feiner Unterschied.

Mama: „Karl, Du hast Dich wohl geprügelt?“

Karlchen (weinend): „Nein, aber ich bin geprügelt worden!“

Im Bilde geblieben.

A.: „Manche Leute nennen ja wohl ihre Braut ihre Flamme?“
B.: „Ja, manchmal werden sie auch von den diversen Vätern rausgefeuert.“

Wint.

Er: „Sie halten das Küssen also für nichts Unrechtes?“

Sie: „Aber ich bitte Sie, ich werde doch nichts Unrechtes thun!“

Schwäbisches Vermögensattek.

ausgestellt vom Ortschulzen in Bimpelhausen:

„... der K. J. isch nex, un hat nex, un werd sei Lebtag nex, un wenn der letschte Kuhschwanz im Dorf freipiert, denn kriegt er au nex! So! Punktum! Gemeindevorsteher Bündig.“

Die Renommier-Straße.

Fremder: „Eine recht nette Straße — das muß man sagen — die schönste im ganzen Ort!“

Einheimischer: „Ja, das ist auch unsre Ansichtskartenstraße!“

Farbenblind.

„Gingen die Kinder Israels durch das Rote oder Schwarze Meer?“

„Hären Se, das kann ich Sie ganz genau sagen, das weech ich alleene nich. Ich bin nämlich farbenblind.“

Unerwünschte Auffassung.

Mutter: „Eine meiner Töchter malt, die andere spielt Klavier, die dritte singt und die vierte fährt Velociped!“

Fungeselle: „D, Sie arme Mutter. Es hat also doch jedes Kind irgend eine schlechte Angewohnheit!“